

dtv

»Schreiben bedeutet für mich, Dinge zu umschreiben, die größer sind als der Schriftsteller. Leben, wachsen, sich verlieben, alt werden, sterben, all das ist größer und geheimnisvoller als die Erzählung, die es nachzeichnet. Deswegen haben mich immer so sehr Geschichten fasziniert, die sich wirklich ereignet haben, und Personen, die wirklich existiert haben, und ich habe versucht, ihr Schicksal getreu zu erzählen.« *Claudio Magris*

Claudio Magris, geboren 1939 in Triest, lehrt dort Deutsche Literatur. Er gehört zu den besten Kennern der mitteleuropäischen Literatur. Magris erhielt zahlreiche wichtige Literaturpreise, unter anderem den Premio Strega, den Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung, den Prinz-von-Asturien-Preis, den Kythera-Preis und den Walter-Hallstein-Preis sowie den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2009.

Claudio Magris

Utopie und Entzauberung

Geschichten, Hoffnungen und
Illusionen der Moderne

Aus dem Italienischen von
Ragni Maria Gschwend, Karin Krieger,
Renate Lunzer, Madeleine von Pásztor,
Petra Brauns und Elise Dinkelmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Claudio Magris sind außerdem im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Welt en gros und en détail (dtv 13177)
Blindlings (dtv 13732)
Triest (dtv 13732)
Donau (dtv 34418)
Ein anderes Meer (dtv 13875)

Ungekürzte Ausgabe
September 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlages, München
© 1999 Claudio Magris
© 2002 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag, München
Das Werk ist urhebersprachlich geschützt. Sämtliche, auch
auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Große deutsche Landschaft‹ (1999)
von Henning v. Gierke (vier Leinwände à 90 x 90 cm, WV 961) /
VG Bild-Kunst, Bonn 2009
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34595-8

Utopie und Entzauberung

Im *Dialog zwischen einem Kalenderverkäufer und einem Passanten* weist Leopardi auf die Nichtigkeit der verzehrenden Hoffnung hin, in der wir am Ende eines jeden Jahres ein glücklicheres Jahr als die vorhergegangenen erwarten, die wir ebenfalls jedesmal voll Zuversicht auf das Eintreten eines Glücks erwartet haben, das doch niemals gekommen ist. Dieser kurze unsterbliche Text des großen italienischen Dichters, der so unerbittlich das Übel des Lebens diagnostiziert, ist aber frei von dem billigen apokalyptischen Pessimismus vieler heutiger Phrasendrescher, die mit Genugtuung ständig Katastrophen ankündigen oder erklären, das Leben sei nichts als Leere, Schuld und Schrecken. Leopardis Dialog hingegen ist von einer scheuen Liebe zum Leben durchdrungen und von einer spröden Glückserwartung, die, obgleich im Lauf der Jahre Lügen gestraft, im Inneren unter Zittern und Zagen weiterleben und den Schmerz und die Sinnlosigkeit viel deutlicher machen als jedes Katastrophenpathos.

Diese bestürzenden Gedanken anlässlich des Jahreswechsels stellen sich noch auf viel intensivere Weise ein, wenn es nicht ein Jahr und auch nicht ein Jahrhundert, sondern vielmehr ein Jahrtausend ist, das zu Ende geht beziehungsweise beginnt. Der Kalender kündigt uns eine Inflation von Jahres- und Gedenktagen an, von den österreichischen Millenniumsfestivitäten über die Zweihundertjahrfeier der italienischen Trikolore bis zum bevorstehenden schicksals-

trächtigen Anbruch des dritten Jahrtausends – symbolische Epochenwenden, große Triumphbögen der Zeit, spektakuläre Bühnenbilder für Fortschritt und Vergänglichkeit. Am Vorabend des Jahres 1000 erwarteten manche Menschen – aber weniger, als man gerne glaubt – das Ende der Welt; in den finstersten Zeiten des kalten Krieges fürchtete man die atomare Vernichtung, das Schreckgespenst des *day after*. An der Schwelle zum dritten Jahrtausend ist kein Endzeitpathos zu spüren, wohl aber die tiefe Überzeugung, daß die Kultur und der Mensch selbst in einem radikalen Wandel begriffen sind, also die Überzeugung vom unleugbaren Ende nicht der Welt, sondern einer jahrhundertealten Art und Weise, die Welt zu erleben, zu erfassen und zu verwalten.

Schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten Nietzsche und Dostojewski die Ankunft eines neuen Menschentyps vorausgesehen, eines anthropologischen Zustands, der sich von den Seins- und Empfindungsweisen des herkömmlichen, seit undenklichen Zeiten existierenden Individuums unterscheidet. In seinem »Übermensch« sah Nietzsche nicht ein in seinen Fähigkeiten gesteigertes, höher als andere begabtes Individuum, vielmehr, wie Gianni Vattimo feststellte, einen »Darüber-hinaus-Menschen«, eine neue Form des Ichs, nicht mehr kompakt und einheitlich, sondern, wie er sagte, aus einer »Anarchie von Atomen« bestehend, aus einer Vielheit von psychischen Kernen und Trieben, die nicht mehr in den starren Panzer der Individualität und des Bewußtseins eingeschlossen sind. Unsere heutige, immer »virtuellere« Realität ist die Szenerie dieser möglichen Mutation des Ichs.

Nietzsche selbst sagte, daß sein »Übermensch« eng verwandt sei mit Dostojewskis »Mann aus dem Kellerloch«. Beide Schriftsteller sehen nämlich in ihrer Zeit und für die Zukunft – eine Zukunft, die zum Teil auch für uns noch eine solche ist, zu einem anderen Teil aber schon unsere Ge-

genwart – das Heraufkommen des Nihilismus, das Ende der Werte und der Wertsysteme, nur mit dem Unterschied, daß es sich für Nietzsche, wie Vittorio Strada anmerkt, um eine Befreiung handelt, die man feiern, für Dostojewski um eine Krankheit, die man bekämpfen muß. Am Anfang des Millenniums, das vor der Tür steht, wird viel davon abhängen, welche Wahl unsere Kultur zwischen diesen beiden Positionen trifft: ob sie den Nihilismus bekämpfen oder bis zur letzten Konsequenz führen wird.

»Das alte Jahrhundert hat kein gutes Ende genommen«, schreibt Eric J. Hobsbawm in seinem *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts* und fügt hinzu, daß es, um mit Eliot zu sprechen, mit einer dröhnenden Explosion und einem unangenehmen Gewinsel ende. Andere wieder sehen in diesen hundert Jahren vor allem das Schreckliche – das »schreckliche 20. Jahrhundert«, seinen traurigen Rekord an Hekatomben und Vernichtungsgreueln, die durch die monströse Verbindung von Barbarei und wissenschaftlicher Rationalität ins Werk gesetzt wurden. Dennoch wäre es ungerecht, die enormen Fortschritte zu vergessen oder zu unterschätzen, die in diesem Jahrhundert gemacht worden sind. Es sah nicht nur eine immer größere Anzahl von Menschen humane Lebensbedingungen erreichen, sondern auch eine ständige Erweiterung der Rechte von mißachteten Randgruppen und ein sich in immer breiteren Kreisen durchsetzendes Bewußtsein von der Würde aller Menschen, auch dort, wo man es bis vor kurzem noch nicht kannte oder nicht anerkennen wollte, auch in Lebens- und Kulturformen, die sich von unseren Modellen stark unterscheiden.

Es ist verbrecherisch, die Grausamkeiten des Jahrhunderts von Auschwitz zu vergessen, es ist aber auch nicht zulässig, die Grausamkeiten vergangener Jahrhunderte zu verdrängen, ohne daß das kollektive Gedächtnis ihrer gewahr würde und sie bereute. Zuversichtlich an den Fort-

schritt zu glauben, wie die Positivisten des 19. Jahrhunderts, ist nur mehr lächerlich, aber ebenso stumpfsinnig sind die nostalgische Verklärung der Vergangenheit und die großsprecherische Katastrophenrhetorik. Die uns bevorstehende Zukunft liegt noch im Nebel und verlangt daher einen Blick, der trotz seiner unvermeidlichen Kurzsichtigkeit durch Demut und Selbstironie ein wenig weitsichtiger wird.

Diese Eigenschaften lassen uns auf der Hut sein vor der Versuchung, pathetischen Prophezeiungen und Jahrhundertformeln anheimzufallen, die sehr bald komisch werden können, wie der berühmte Satz, 1989 würde die Geschichte zu Ende sein, ein Satz, der schon seinerzeit nur in Flauberts *Sottisier* gepaßt hätte. Das Jahr 1989 hat, ganz im Gegenteil, die jahrzehntelang im Kühlschrank aufbewahrte Geschichte aufgetaut und letztlich ein entfesseltes Durcheinander von Befreiung und Rückschritt ausgelöst, die häufig zusammengehören wie die beiden Seiten einer Medaille. Das Selbstbestimmungsprinzip, das auf der Freiheit besteht, ruft blutige Konflikte hervor, in denen die Freiheit der anderen mit Füßen getreten wird; ein anderes Beispiel für den Kurzschuß von Fortschritt und Rückschritt ist durch das Phänomen von Wirtschaftswachstum und Produktionssteigerung bei abnehmenden Beschäftigungsquoten gegeben, wobei die Zahl derjenigen, die von einem akzeptablen Lebensstandard ausgeschlossen sind, wächst; das wiederum schafft – Dahrendorf hat davor gewarnt – die Voraussetzungen für höchst gefährliche soziale Spannungen und Konflikte.

Den auffälligsten Widerspruch stellt der gleichzeitige Ablauf von Einigungs- beziehungsweise Anschlußprozessen – die europäische Vereinigung, um nur ein Beispiel zu nennen – und andererseits von partikularistischen Zerfallsprozessen dar, wie dem Anspruch auf lokal begrenzte Identitäten, die heftig jeden umfassenderen staatlichen, nationalen oder kulturellen Zusammenhang leugnen. Einer

allgemeinen Nivellierung, vor allem durch die Kommunikationsmittel hervorgerufen, die weltweit dieselben Modelle anbieten, stehen immer wüstere Unterschiede gegenüber. Beide Prozesse bedrohen eine wesentliche Grundlage der europäischen Kultur, die Individualität im eigentlichen, im klassischen Sinn, die, unverwechselbar in ihrer Besonderheit, zugleich das Universale in sich trägt und verkörpert.

Das Millennium kündigt sich äußerst widersprüchlich an. Die Niederlage der politischen Totalitarismen in vielen, wenn auch sicher noch nicht allen Ländern schließt den möglichen Sieg eines sanften, sozusagen kolloidalen Totalitarismus nicht aus, der mittels Mythen, Riten, Propagandaformeln, symbolischen Darstellungen und Figuren die Selbstidentifikation der Massen herbeiführt, so daß, wie Giorgio Negrelli in *Anni allo sbando* schreibt, »das Volk zu wollen glaubt, was seine Lenker jeweils für das Opportunste halten«. Der Totalitarismus verläßt sich nicht mehr auf die bankrott gegangenen starken Ideologien, sondern auf die gelatineartigen schwachen Ideologien, die von der Macht der Medien verbreitet werden.

Eine Möglichkeit des Widerstands gegen diese Art von Totalitarismus besteht in der Verteidigung des von der Ausschaltung bedrohten historischen Gedächtnisses, ohne das die Fülle und Vielfalt des Lebens keineswegs verstanden werden kann. Eine andere Möglichkeit besteht in der Absage an die Vertreter eines falschen Realismus, die die Außenseite der Realität mit der ganzen Realität verwechseln, die ohne jeden religiösen Sinn für das Ewige die Gegenwart absolut setzen und nicht an die Möglichkeit eines Wechsels glauben, wobei sie all jene für naive Utopisten halten, die meinen, die Welt verändern zu können. Im Sommer 1989 hätten diese falschen Realisten, von denen es unter den Politikern so viele gibt, jeden ausgelacht, der gesagt hätte, die Berliner Mauer könnte vielleicht fallen. Mit

dem alten Millennium scheint auch der Mythos der Revolution und jener großen Projekte zur Veränderung der Welt zu Ende zu gehen, die, wie Alberto Cavallari feststellt, das vorige Jahrhundert und einen Großteil unseres eigenen gekennzeichnet haben.

Von dem immer mehr um sich greifenden historischen Revisionismus wird die Französische Revolution, in der man bis gestern noch den Ursprung der Moderne und ihrer Freiheiten sah, als Mutter der Totalitarismen gebrandmarkt, vor deren Gewalttaten die Erinnerung an jene früheren verblaßt, gegen die sie aufgestanden war. Wir sollten dann wohl auch jenes Gedicht von Victor Hugo vergessen, in dem der abgehauene Kopf Ludwigs XVI. seinen Vätern, den früheren Königen von Frankreich, vorwirft, mit den Ungerechtigkeiten der Feudalherrschaft die »schreckliche Maschine« konstruiert zu haben, die ihn enthauptet hat, die Guillotine, die dazu dient, Gewalt mit Gewalt auszurotten und Verbrechen zu begehen, die durch nichts zu rechtfertigen sind, für die sie aber nicht die alleinige Verantwortung trägt.

Der Fall des Kommunismus scheint häufig nicht nur den real existierenden Sozialismus, sondern auch die Idee der Demokratie und des Fortschritts, die Utopien der sozialen Erlösung und der vollkommenen Zivilgesellschaft mit sich gerissen und ganz allgemein in Verruf gebracht zu haben. Das Scheitern des Anspruchs, ein für allemal dem Bösen und der Ungerechtigkeit in der Geschichte ein Ende zu setzen, zieht manchmal die Vorstellung von Solidarität und Gerechtigkeit überhaupt in Mitleidenschaft. Aber das Ende des Mythos der Revolution und des Großen Projekts sollte im Gegenteil den Idealen, die jener Mythos so mächtig zum Ausdruck gebracht, aber durch ihre Absolutsetzung und Instrumentalisierung pervertiert hatte, mehr konkrete Kraft verleihen; es sollte uns mehr Geduld und Beharrlichkeit bei ihrer Verfolgung vermitteln und somit die Wahr-

scheinlichkeit ihrer Verwirklichung erhöhen, und zwar in dem relativen, unvollkommenen, stets zu vervollkommnenden Ausmaß, das das Maß des Menschlichen ist. Das Ende jener Mythen kann die Kraft der Ideale erhöhen, gerade deswegen, weil es sie von der mythischen und totalisierenden Idolatrie befreit, die sie erstarren ließ. Es kann zur Einsicht führen, daß die revolutionären Utopien wie Hefe sind, mit der allein man – trotz gegenteiliger Überzeugung vieler Ideologen – kein Brot backen kann, aber ohne die man auch kein gutes Brot machen kann. Die Welt kann nicht ein für allemal erlöst werden, jede Generation muß, wie Sisyphos, ihren Felsblock wälzen, um zu vermeiden, daß er sie überrollt und zermalmt. Dieses Bewußtsein bedeutet den Eintritt der Menschheit in ihre geistige Reife, jenen Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, den Kant in der Aufklärung zu erblicken glaubte.

Millenniumsende und -anfang brauchen die Utopie, die Hand in Hand geht mit der Entzauberung. Das Schicksal eines jeden Menschen und der Geschichte selbst gleicht dem des Mose, der das Gelobte Land nicht erreichte, aber nie aufhörte, darauf zuzugehen. Utopie bedeutet, sich nicht in die Dinge zu ergeben, wie sie sind, und für die Dinge zu kämpfen, wie sie sein sollten; zu wissen, daß die Welt es nötig hat, wie ein Vers von Brecht sagt, geändert, das heißt erlöst zu werden. Das Wiederaufleben der Religion, das so häufig zum Fundamentalismus entartet, hat die wichtige Funktion, den Sinn für das zu erwecken, was darüber hinausgeht, uns zu erinnern, daß die profane Geschichte dessen, was geschieht, sich ununterbrochen mit der heiligen Geschichte überschneidet, mit dem Schrei der Opfer, die nach einer anderen Geschichte verlangen und am Tag des Jüngsten Gerichts Gott oder dem Weltgeist das Kontenbuch vorlegen und sie auffordern werden, Rechenschaft abzulegen über das universale Schlachthaus.

Utopie bedeutet, jene unbekanntem Opfer nicht zu vergessen, die Millionen, die in allen Jahrhunderten an unsäglichen Greueln zugrunde gingen und dem Vergessen anheimgefallen sind, nicht verzeichnet wurden in den Annalen der Weltgeschichte. Der Strom der Geschichte schwemmt die kleinen Geschichten der Individuen fort und läßt sie untergehen, die Woge des Vergessens löscht sie aus dem Gedächtnis der Welt; Schreiben bedeutet unter anderem auch, am Ufer entlanggehen, stromaufwärts fahren, schiffbrüchige Existenzen auffischen und Strandgut wiederauffinden, das sich an den Ufern verfangen hat, um es zeitweilig auf einer Arche Noah aus Papier unterzubringen.

Dieser Rettungsversuch ist utopisch, und die Arche wird vielleicht untergehen. Aber die Utopie gibt dem Leben Sinn, weil sie ganz gegen jede Wahrscheinlichkeit fordert, daß das Leben einen Sinn habe. Don Quijote ist groß, weil er beharrlich, entgegen den offensichtlichen Tatsachen, glaubt, daß die Barbierschüssel der Helm des Mambrin und die bäurische Aldonza die bezaubernde Dulcinea sei. Aber Don Quijote allein wäre peinlich und gefährlich wie eben die Utopie, wenn sie der Realität Gewalt antut, im Glauben, das ferne Ziel sei schon erreicht, wenn sie die Wirklichkeit mit dem Traum verwechselt und ihn den anderen brutal aufzwingt, wie die totalitären politischen Utopien.

Don Quijote braucht Sancho Pansa, der sieht, daß der Helm des Mambrin eine Schüssel ist, und der Aldonzas Stallgeruch bemerkt, der aber auch begreift, daß die Welt weder wahr noch vollkommen ist, wenn man nicht jenen Zauberhelm und jene strahlende Schönheit sucht; und so folgt er dem verrückten Ritter – ja, mehr noch, als dieser Vernunft annimmt, kommt er sich ganz verloren vor und erhebt seinerseits Anspruch auf zauberische Abenteuer. Aber Don Quijote allein wäre vielleicht ärmer als Sancho, denn seinen ritterlichen Taten mangelten die Farbe und der Geschmack, die Speisen, das Blut, der Schweiß und die

sinnliche Lust der Existenz, ohne die die Idee des Heldischen, die ihnen Sinn verleiht, ein ödes Gefängnis wäre.

Statt einander feindlich gegenüberzustehen, müssen Utopie und Entzauberung einander stützen und sich wechselseitig berichtigen. Das Ende totalitärer Utopien ist nur dann befreiend, wenn es einhergeht mit dem Bewußtsein, daß die von diesen Utopien versprochene, aber nicht eingehaltene Erlösung mit mehr Geduld und Bescheidenheit, im Wissen darum, daß wir kein fertiges Rezept besitzen, gesucht werden muß, nicht aber verhöhnt werden darf. Allzu viele vom Zusammenbruch totalitärer Utopien Enttäuschte erheben, übermäßig erregt statt gereift durch die Desillusion, ihre Stimme und verspotten schrill und verächtlich die Ideale der Solidarität und Gerechtigkeit, an die sie blind geglaubt hatten. Der Nachdruck, mit dem man häufig das Ende des Sozialstaats feiert, statt seine Mängel zu studieren und sie dann zu beheben, ist ein Aspekt des erwähnten Unvermögens, Utopie und Entzauberung zu vereinen. Es war lachhaft, 1929 oder in den siebziger Jahren zu glauben, daß der Kapitalismus im Sterben liege, und es ist lachhaft, heute zu glauben, daß die derzeitige Form seines Triumphs die definitive Weltordnung sei. Zu glauben, man habe gewonnen, man sei eine unzerstörbare Verbindung mit dem Sieg eingegangen, kann gefährlich sein: Manès Sperber sagte, wer sich des Sieges rühme, werde leicht zum *cocu de la victoire*.

Jede Generation und jedes Individuum muß, und dies nicht nur einmal, die traumatische, aber heilsame Erfahrung der ersten Christen wiederholen, die die Parusie erwarteten, die Rückkehr des Heilands, die ihnen versprochen war, das Kommen des Parakleten, des Tröstergeistes, viele von ihnen im vollen Vertrauen darauf, er werde noch zu ihren Lebzeiten erscheinen. Die Parusie ist nicht eingetreten, und es muß für diese enttäuschten Gläubigen nicht leicht gewesen sein, der Enttäuschung standzuhalten und

zu begreifen, daß es sich nicht um einen Widerruf handelte, sondern um die Offenbarung, daß das Heil nicht ein für allemal eintrifft, sondern immer auf dem Weg ist, bis zum Ende der Zeiten – die vielleicht nicht enden werden, zumindest nicht während des kurzen Daseins des Menschen auf Erden.

Entzauberung bedeutet, zu wissen, daß es keine Parusie geben wird, daß unsere Augen den Messias nicht sehen werden, daß wir nicht nächstes Jahr in Jerusalem sein werden, daß die Götter im Exil sind. Die westliche Welt lebt im Zeichen dieser Entzauberung, der Max Weber wunderbare und endgültige Seiten gewidmet hat, in denen er das stahlharte Gehäuse beschreibt, in das die Welt hinter dem Maschengeritter einer unbarmherzigen Rationalisierung eingeschlossen ist, die sie gewaltsam auf ein vorgeschriebenes Gleis drängt. Aber auf denselben Seiten widerlegt Weber diese Diagnose durch den Ton seiner Äußerungen, durch die Musik, die sie durchdringt, wenn er von den ebenso unbeweisbaren wie unverzichtbaren Werten spricht, vom Sinn des Lebens, der durch die Rationalisierung unauffindbar geworden ist, obgleich sie nie den unüberwindbaren Anspruch auf ihn tilgen kann, wenn er vom Dämon in unser aller Leben spricht.

Wer glaubt, der Zauber sei leicht, wird eine leichte Beute des reaktiven Zynismus, wenn der Zauber brüchig wird oder sich überhaupt nicht einstellt. In der Entzauberung liegt wie in einem Blick, der zuviel gesehen hat, die melancholische Gewißheit beschlossen, daß die Erbsünde begangen, der Mensch nicht unschuldig und der Helm des Mambrin eine Schüssel ist; aber auch die Gewißheit, daß die Welt ab und zu zauberhaft sein kann wie das Eden, daß die schwachen und bösen Menschen auch zu Großherzigkeit und Liebe fähig sind, daß man einen vergänglichen, sterblichen Leib leidenschaftlich lieben kann und daß Mambrins Helm, obzwar unauffindbar, seinen Glanz auf die ro-

stigen Töpfe zurückwirft. Die Entzauberung ist ein Oxymoron, ein Widerspruch, den der Intellekt nicht auflösen, den nur die Poesie ausdrücken und bewahren kann. Die Entzauberung sagt, den Zauber gebe es nicht, doch die Art, der Ton, in dem sie es sagt, legt trotz allem nahe, daß es ihn gibt und daß er wiederauftauchen kann, wenn man ihn am wenigsten erwartet. Eine Stimme sagt, das Leben habe keinen Sinn, aber ihr tiefer Klang ist das Echo jenes Sinns. Es war Cervantes' Ironie, die das Ende und die plumpe Roheit des Rittertums aufgezeigt hat, und doch hat sie von der Poesie und dem Zauber des Rittertums erzählt.

Die Entzauberung, die die Utopie berichtigt, verstärkt deren grundlegendes Element, die Hoffnung. »Was darf ich hoffen?« fragt sich Kant in der *Kritik der reinen Vernunft*. Die Hoffnung entspringt nicht einer beruhigenden und optimistischen Anschauung der Welt, sondern der Zerrissenheit der unverhüllt gelebten und erlittenen Existenz, die ein unstillbares Bedürfnis nach Erlösung erzeugt. Das radikale Böse – die radikale Sinnlosigkeit, in der die Welt sich zeigt – muß bis ins letzte erforscht werden, damit man ihm in der Hoffnung entgegentreten kann, es zu überwinden. Charles Péguy hielt die Hoffnung für die größte Tugend, ebendeswegen, weil der Hang zur Verzweiflung so stark und so gut begründet ist und weil es, wie er in *Le porche du mystère de la deuxième vertu* sagt, so schwierig ist, die kindliche Phantasie wiederzuerlangen, zu sehen, wie alle Dinge gehen, und doch an ein besseres Morgen zu glauben.

Die Hoffnung ist eine vollkommene Kenntnis der Dinge, meint Gerardo Cunico, der Dinge, nicht nur wie sie scheinen und sind, sondern auch wie sie werden müssen, um ihrer vollen, noch nicht entfalteten Wirklichkeit zu entsprechen, dem Gesetz ihres Seins. Die Hoffnung gleicht dem Geist der Utopie, wie Bloch lehrt, sie bedeutet, daß hinter jeder Wirklichkeit andere Möglichkeiten stehen, die

aus dem Kerker des Existierenden befreit werden müssen. Die Hoffnung wird auf die Zukunft projiziert, um den Menschen mit der Geschichte zu versöhnen, aber auch mit der Natur, das heißt mit der Fülle der eigenen Möglichkeiten und der eigenen Triebe. Dieser Geist der Utopie wird insbesondere in der jüdischen Kultur bewahrt, in der unbeeinträchtigen Spannung ihrer Propheten.

Die Entzauberung ist eine ironische, melancholische und wehrhafte Form der Hoffnung; sie mäßigt deren prophetisches und hochherzig optimistisches Pathos, das leicht die beängstigenden Möglichkeiten des Rückschritts, der Inkonsequenz und der tragischen, in der Geschichte latent vorhandenen Barbarei unterschätzt. Vielleicht kann es eine philosophische Entzauberung nicht wirklich geben, sondern bloß eine poetische. Allein die Poesie kann die Widersprüche darstellen und in einer höheren, schwer faßbaren musikalischen Einheit zusammenfassen, ohne sie vorher begrifflich aufzulösen. Vielleicht ist deswegen das größte Buch der Entzauberung, Flauberts *L'éducation sentimentale* – das Buch aller Ernüchterungen, wie man es bezeichnet hat –, in seinem melancholisch-melodischen Dahinfließen geheimnisvoll wie die Zeit, auch das Buch der Verzauberung und der Verführung zum Leben. Jeder Mythos erwacht erst dann zum Leben und beginnt zu funkeln, wenn man sein stereotypes Klischee, seinen Pappzauber entmystifiziert; die Südsee wird eine Seelenlandschaft erst auf den Seiten von Melville oder Stevenson, die unbarmherzig jeden vorgeblichen Bühnenzauber vom unberührten Paradies demontieren. Nur durch Kritik an einem Mythos kann man seine Faszination ins rechte Licht rücken und ihr zugleich widerstehen. Der wahre Traum, schreibt Nietzsche, ist die Fähigkeit zu träumen und dabei zu wissen, daß man träumt.

Die Literaturgeschichte der abendländischen Welt in den letzten beiden Jahrhunderten ist die Geschichte von

Utopie und Entzauberung und von ihrer untrennbaren Zusammenghörigkeit. Die Literatur verhält sich der Geschichte gegenüber oft wie die andere Seite des Mondes, die der Lauf der Welt im Schatten läßt. Dieses Gefühl eines großen Mangels im Leben und in der Geschichte bedeutet die Forderung nach etwas radikal anderem, nach einer messianisch-revolutionären Befreiung, die uns alle historischen Revolutionen absichtlich oder unabsichtlich vorenthalten haben. Das Individuum wird eine tiefe Wunde gewahr, die es ihm schwermacht, seine Persönlichkeit in Übereinstimmung mit der sozialen Evolution voll zu verwirklichen und die es die Abwesenheit des wahren Lebens spüren läßt. Der kollektive Fortschritt läßt das Unbehagen des einzelnen noch deutlicher werden; der Anspruch zu leben ist Größenwahn, schreibt Ibsen, womit er zeigen will, daß wir uns nur im Bewußtsein, wie gewagt, ja verwegen es ist, nach dem wahren Leben zu trachten, diesem annähern können.

Das Wort Entzauberung erinnert an Enttäuschung, an den barocken *desengaño*, der ebenfalls das schmerzliche Enthüllen der Illusion meint, wodurch eine der Geschichte widerstrebende Wahrheit zum Leuchten gebracht wird. Ein Dichter dieser barocken, zugleich ultramodernen Entzauberung, Ferdinand Raimund, erzählt in seinem Stück *Die unheilbringende Krone* von einer guten Fee, die dem Protagonisten, Ewald, eine Wunderfackel schenkt, mit deren Hilfe man die Wirklichkeit verwandeln kann: wer die Welt in ihrem Licht ansieht, der erblickt überall Glanz und Poesie, auch dort, wo Not und Elend herrschen. Die Fee Lucina enthüllt Ewald bei der Überreichung des Geschenks den Trug, sie macht ihn darauf aufmerksam, daß die Fackel ihm wunderschöne, aber täuschende Dinge zeigen wird. Diese Gewißheit macht jedoch die verführerische Attraktivität der von diesem Licht erhellten Dinge nicht zunichte, und Ewalds Leben wird dank dieses Geschenks reicher. Die Fackel ist nicht trügerisch. Wer sie gebraucht, ohne zu wis-

sen, daß sie die Welt verschönt, wird betrogen, weil er den Schmerz und die Niedertracht nicht sieht und sich einbildet, unsere Existenz sei etwas Harmonisches. Aber wer sie zurückweist, ist ebenso blind und verstockt, denn dieses Geschenk, das das Grau der Gegenwart aufhellt, läßt uns erkennen, daß die Wirklichkeit nicht nur platt und dürftig ist. Hinter den Dingen, wie sie sind, verbirgt sich auch ein Versprechen, der Anspruch, wie sie sein sollten, eine potentiell andere Realität, die ans Licht kommen will wie der Schmetterling im Kokon.

Einige Jahre später hatte Raimund vielleicht jenes von ihm selbst erfundene Feengeschenk vergessen, als er sich entschloß, zur Pistole zu greifen. Aber die Reste jener großen untergegangenen Arche Noah, die Kakanien war, glänzen wie Holzstücke, die durch die große Flut morsch und phosphoreszierend geworden sind, erleuchtet von jenem ironischen Spiel mit der Entzauberung, das in einer schwer faßbaren Weisheit besteht, in der Kunst, die Niederlage zu umgehen und den Zauber zu bewahren. Wie die Kinder des alten Österreichs leben auch wir von einem gelöschten Konto in der Hoffnung, die wachsende Unwirklichkeit der Welt und der Papierscheine, mit denen man sie kaufen kann – beziehungsweise Maßnahmen, die wir zwar nicht verstehen, denen wir aber Zuversicht und Vertrauen entgegenbringen, wie der geplanten Abschaffung des Bargelds –, mögen den Unterschied zwischen den Nullen im Aktiv und denen im Passiv tilgen. »Und doch ist das Leben etwas Schönes, nicht wahr?« sagt Leopardis Passant, der das Gegenteil meint. »Dieses weiß man«, antwortet der Kalenderverkäufer.

1996

Die Übersetzung erschien erstmals in: *Utopie und Entzauberung*, Residenz Verlag, Salzburg 1996.

Die Tröstungen der Apokalypse

Apokalypse bedeutet im Griechischen Offenbarung, Verborgenes enthüllen und kundtun. Für uns aber beschwört dieses Wort katastrophale Bilder von Zerstörung und Zusammenbruch, vom Ende der Welt herauf. Es ist nicht gesagt, daß die Menschen, die dieses Buch der Bibel seit Jahrhunderten gelesen und häufig ohne Rücksicht auf Etymologie und Philologie interpretiert haben, ganz und gar unrecht haben müssen. Möglicherweise hat die Entstellung des ursprünglichen Wortsinns ihre Ursache auch in der unbewußten Ahnung, daß unweigerlich Schrecken und Verheerung zum Vorschein kommen, wenn man den Schleier lüftet, der die Wahrheit des Lebens und der Geschichte verbirgt. Eigentlich müßte die *Apokalypse*, also die *Offenbarung des Johannes*, gegensätzliche Gefühle und Gedanken hervorrufen, denn sie endet nach vielen alptraumhaften Visionen mit dem Sieg des Reiters auf dem weißen Pferd – das heißt des göttlichen Worts – über den Drachen und die bösen Menschen, mit »einem neuen Himmel und einer neuen Erde« für die Seligen und mit der strahlenden Ankunft des himmlischen Jerusalems, des Reichs Gottes. Der Phantasie des Lesers prägen sich jedoch nicht diese letzten Bilder des Lichts und der Seligkeit ein, sondern die düstere Abfolge der ihnen vorangehenden Katastrophen: die vier Reiter, die Hunger und Tod, Gemetzel, Plagen und Unheil aller Art bringen, der Drachen und das Tier, das aus dem Meer steigt, die Sichel, die die von Sünden überquellende

Erde aberntet, und Gott, der aus dem Gericht über die frevelhaften Mächtigen dieser Welt wie ein Kelterer aus dem Bottich kommt, mit vom Most durchtränkten Gewändern, das heißt durchtränkt vom Blut der Sünder, das »bis an die Zäume der Pferde, tausendsechshundert Stadien weit« reicht.

Die Wirkung der *Apokalypse* liegt eher im Schrecken als in der Hoffnung, eher in der ewigen Strafe als im ewigen Lohn; das Buch veranschaulicht trotz allem eher die finstere Entfesselung des Bösen als den Triumph des Guten. Vielleicht bezeichnete D. H. Lawrence es deshalb als »das abscheulichste Buch der Bibel«, und natürlich paßt es zu einer düsteren Frömmigkeit, die mehr von Sünde und Strafe besessen ist, als daß sie von der Seligkeit des Glaubens durchdrungen wäre. Es erinnert eher an das *Dies irae* als an das *Paternoster*, eher an den Antichrist der vorletzten Stunde als an Christus, der in der letzten über ihn triumphiert. Die Posaunen der Engel scheinen ein Strafgericht anzukündigen, dabei preisen sie eigentlich die frohe Vollendung von »Gottes Geheimnis«.

Die visionäre dichterische Größe des Buches – zu dem der Leser durch das Dickicht von Symbolen und Allegorien mit zuweilen dunkler Deutung und durch die Anhäufung verheerender Bilder möglicherweise schwerer Zugang findet – liegt vor allem in der Darstellung des Bösen und seiner Vernichtung. »Wer ist dem Tier gleich, und wer kann mit ihm kämpfen?« fragen die Menschen und beugen sich der furchtbaren Macht, die die Welt beherrscht und die entsetzten Götzendiener unter Androhung der Todesstrafe zwingt, sie anzubeten. Doch die irdische Stadt, die mit dem Bösen Unzucht treibt, ist zum Untergang verurteilt, ein Engel verkündet ihn mit Donnerstimme: »Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt; denn sie hat mit dem Zorneswein ihrer Hurerei getränkt alle Völker.«